

Sexuelle Kommunikation Erwachsener im Internet

Richard Lemke

cybersex:

„Sex without touching, sex without seeing, sex with very little sensory input other than the clicking of hard plastic keys. Some people love it.“

(aus dem 1995 publizierten *An Internet Jargon Handbook* von Moore, S. 209)

Was ist gemeint, wenn von *sexueller Kommunikation Erwachsener im Internet* die Rede ist? Der Chat zweier Personen eines Tinder-Matches, die „erstmal nichts Festes“ suchen? Die sexuellen Selbstbeschreibungen und Aushandlungen zweier Chatpartner*innen auf einem Sex-Dating- oder Seitensprung-Portal? Oder geht es um die sexuell aufgeladenen Andeutungen, das Sexting zweier Liebespartner*innen in ihrer WhatsApp-Kommunikation (oder äquivalent anderer Beziehungsgeflechte und über andere digitale Messenger)? Vielleicht geht es auch ganz handfest um Cyber-Sex, also um den Austausch digitaler sexueller Botschaften mit Kommunikationspartner*innen während der zeitgleichen Masturbation – schriftlich, akustisch oder visuell. Mit sexueller Kommunikation könnte aber auch die Live-Übertragung eines Erotikmodells auf einem Webcam-Portal gemeint sein oder die anfeuernden schriftlichen Rückmeldungen der Zuschauer auf diese Performance.

Die aufgeworfene Frage zeigt exemplarisch, was schon wiederholt betont wurde (vgl. Daneback/Ross 2011, Döring 2009, 2010): Sexuelle Kommunikation im Internet ist vielfältig. Oft sind Prozesse miteinander verwoben, die es theoretisch zu entflechten lohnt. Denn je nach Kommunikationsmodus, Anonymität, Bekanntheit der Beteiligten oder Öffentlichkeitsgrad der Kommunikation – um nur einige Kategorien zu nennen – können Momente digitaler sexueller Kommunikation ganz unterschiedliche Psychodynamiken, Bedeutungen und Funktionen haben. Diese Erkenntnis ist nicht neu und sie stimmt schon für die inzwischen deutlich etabliertere Angebotsform Pornografie (vgl. auch Lewandowski in diesem Band). Während es zum Beispiel für manche Nutzer*innen nur um die kurze Rezeption eines pornografischen Clips zum Ziel effizienter rascher Masturbation geht, verbringen andere sehr viel Zeit mit Pornografie:

„Manchmal sitze er Stunden am PC und masturbiere auf der Suche nach einer Frau, der er seinen Samen geben wolle. Dabei klickt er die Bilder im Sekundentakt an und wieder weg. Wenn er die Richtige gefunden habe, ejakuliert er sofort. Er genieße die

Macht, die er über die Frauen verspüre: er könne sich jede nach Belieben holen und wegschicken.“ (Quindeau 2014, S. 55)

Tatsächlich gilt auch Pornografie, die in der Aufzählung zu Beginn ausgespart wurde, als sexuelle Kommunikation. Sie zählt allerdings in ihrer Grundidee zur Massenkommunikation und nicht zur Individualkommunikation: Inhalte, die von Kommunikatoren (Pornolabel, Amateur*in) produziert wurden, werden in identischer Form unidirektional an ein disperses Publikum gesendet und von diesem rezipiert. Durch das Internet hat sich allerdings auch Pornografienutzung verändert. Wie Daneback/Ross (2011) in ihrem Aufsatz „The complexity of Internet sexuality“ darstellen, ist Pornografie im Netz nicht bloß „the same wine in a new bottle“ (ebd., S. 123), also Altes neu verpackt. Sie ist leichter, anonymer und kostenlos erreichbar (vgl. Cooper 1998, S. 187) und inhaltlich deutlich ausdifferenzierter (vgl. Döring 2010, S. 161) als Pornografie in klassischen Mediengattungen (z. B. in Print-Magazinen oder Video-DVDs): Während vor 30 Jahren für die spontane Lust auf Masturbation das Unterwäschekapitel im Versandhaus-Katalog möglicherweise die einzige visuelle Inspirationsquelle darstellte, die gerade zur Hand war, so ist heute jede noch so detaillierte sexuelle Phantasie mit ganz konkretem Wunsch zu Alter, Geschlecht und Aussehen der Beteiligten als Videoclip auffindbar und jederzeit, ortsunabhängig und mobil diskret aufrufbar.

Ein weiteres und wichtiges Charakteristikum des Internets ist aber das Verschwimmen der Grenzen zwischen einseitiger Massenkommunikation und wechselseitiger Individualkommunikation hin zu neuen Legierungen klassischer Kommunikationsarten. Pornografienutzer*innen können über Kommentarfunktionen Feedback senden; sie können Pornostars oder anderen erotischen Darsteller*innen auf sozialen Netzwerken wie *Twitter* oder Selbstdarstellungsportalen wie *Onlyfans.com* folgen, sie können private Messages senden oder im Zuge von Live-Webcam-Shows direkte Rückmeldungen und Wünsche äußern. Sie können sogar selbst zu Produzent*innen von Amateurpornografie werden und diese online verfügbar machen (vgl. Lewandowski in diesem Band). Durch die vielfältigen Formen digitaler Kommunikation verschwimmen also nicht nur die Grenzen verschiedener Arten von Kommunikation, sondern auch die Grenzen zwischen Privatheit und Professionalität bzw. Kommerzialität von Kommunikation. Deutlich wird das nicht nur daran, dass private Personen mit ihren amateurpornografischen Videos Geld verdienen, sondern auch daran, dass einige professionelle Pornodarsteller*innen ihre Fans – zum Beispiel über *Instagram* oder *Twitter* – an Momenten ihres sexuellen Privatlebens teilhaben lassen (z. B., wenn der schwule Pornodarsteller Tim Kruger auf seinem Twitter-Kanal *@TimKrugerXXX* Videos anscheinend privater Sex-Dates – mit unkenntlich gemachten Sexpartnern – zeigt).

Im Zentrum der folgenden Betrachtungen soll die individuelle und private sexuelle Kommunikation zwischen zwei Personen (selten mehr als zwei) über

digitale Kommunikationskanäle stehen. Ein Beispiel dafür ist die Kommunikation zwischen zwei Personen, die sich auf einer Dating-App kennengelernt haben und dort chatten oder auch die zwischen einander bereits persönlich bekannten Personen über Messenger wie *WhatsApp*, *Telegram* oder auf Sozialen-Netzwerk-Seiten. Diese Form der Kommunikation ist oft schriftlich, wenn auch bisweilen angereichert durch Bilder, Sprachnachrichten oder kurze Videos. Oft ist sie auch asynchron, was bedeutet, dass zwischen zwei Nachrichten – zwischen Botschaft und Antwort – eine beliebige Menge Zeit vergehen kann. Auch wenn es gerade beim Online Dating zu Momenten kommt, in denen nahezu gleichzeitig gechattet wird, ist die Synchronität dennoch geringer als beispielsweise in einem persönlichen Gespräch oder in einem Telefonat. Für das Verständnis dieser Form digitaler sexueller Kommunikation erscheinen drei Theoriebereiche besonders relevant, die in diesem Beitrag umrissen werden sollen: die schnelle Herstellung von Intimität, die gesteigerte Selbstoffenbarung und die sexuelle Erlebensqualität schriftlicher Kommunikation. Der Beitrag schließt mit einem Ausblick, wie diese Aspekte für die Arbeit im Rahmen sexueller Bildung relevant sein können.

Michael Ross hat 2005 mit dem Titel „Typing, Doing, and Being: Sexuality and the Internet“ einen Aufsatz veröffentlicht, der sicherlich als ein Schlüsselwerk über Sexualität im Internet angesehen werden kann. Er sieht genau in der beschriebenen privaten, meist schriftlichen Kommunikation, zwischen Chatpartnern – und nicht etwa in dem immensen Angebot an Pornografie – die ‚mächtigste‘ sexuelle Möglichkeit, die das Internet hervorgebracht hat, weil sie – anders als Pornografie – interaktiv ist und in starkem Umfang die Phantasie einbezieht:

„Having anonymous others read and interact with our fantasies and react to them makes it all seem more real. It is this externalization and response to fantasies that may be the most powerfully erotic, since the mind is one of the most significant of the erotic organs.“ (Ross 2005, S. 345)

In dem Hinweis auf „anonymous“, also der Frage nach Anonymitätsgrad der Kommunikationspartner*innen, liegt eine der wichtigsten konzeptionellen Differenzierungen digitaler Kommunikationsprozesse und eine, wenn auch bei weitem nicht die einzige, Erklärungsgröße für die Art der Selbstdarstellung und Selbstoffenbarung bei der Kommunikation. Die Frage also, ob sich Kommunikationspartner*innen bereits offline kennen, potenziell kennen könnten oder kennenlernen wollen, ist wichtiger als die Frage, über welche konkrete App oder Messenger die Kommunikation erfolgt – auch wenn der Wechsel von Kommunikationskanälen (zum Beispiel der Wechsel von *Tinder* zur Chatfunktion auf *Instagram*) potenziell mit Momenten der Deanonymisierung verbunden sein kann. Denn, wie Ross (2005) andeutet: Mit dem Level der Anonymität und Unbekanntheit steigt auch die Möglichkeit, online Facetten

des Selbst preiszugeben bzw. auszutesten, die bislang im Rahmen sozialer Beziehungen oder Begegnungen offline keine Rolle spielten oder schwer integrierbar schienen (ebd., S. 345). Ein Beispiel für diese neuen Facetten des Selbst im Internet war der parallel zur Verbreitung des Internets stark zunehmende Anteil junger schwuler und bisexueller Männer, die in den 1990er Jahren ihren ersten Sexualpartner über das Internet finden konnten und damit das Internet als den Raum zur Exploration sexuellen Neulands verwendet haben: Von 810 Befragten, die ihren ersten Sex mit einem anderen Mann zwischen 1993 und 2002 hatten, stieg der Anteil derer, die diesen Partner online kennenlernten, von 2,1 % im Jahr 1993 auf 61 % im Jahr 2002 (vgl. Bolding et al. 2007, S. 524). Aber auch die Authentizität dessen, was im Chat geäußert wird, hängt zentral mit Anonymität und persönlicher Unbekanntheit zusammen. So zeigten Gibbs, Ellison und Heino schon 2006, dass das Klischee, Menschen würden beim Online-Dating generell immens lügen oder übertriebene Selbstdarstellungen vollziehen, nicht zutrifft: Je höher das Ziel, jemanden auch tatsächlich offline zu treffen, je höher also das Ziel, Anonymität aufzugeben, desto authentischer war auch die Selbstdarstellung im Chat und auf den Profilen in der vorausgehenden digitalen Kommunikation.

1. Reduziert und hyperpersönlich

In den Anfängen der computervermittelten Kommunikation, zu einer Zeit also, als der Einsatz dieser Technik vor allem im beruflichen innerorganisationalen Kontext zu finden war, hatte sie vor allem den Ruf von Unpersönlichkeit und sozialer Kühle (vgl. Walther 1996, 2011). Erklärt wurde dies damit, dass der schriftlichen Kommunikation viele soziale Hinweisreize fehlen, die einem persönlichen Gespräch innewohnen (z.B. Gestik, Mimik, Stimmklang, Artikulation). Im Verlauf der 1990er Jahre mehrten sich aber empirische Gegenbeweise und anekdotische Berichte, die genau das Gegenteil offenbarten: Vermittelt durch computervermittelte Kommunikation entstanden hoch emotionale Beziehungen, verbunden mit der Erfahrung, dass im Rahmen schriftlicher Online-Kommunikation schneller und stärker Intimität hergestellt wurde als in vergleichbaren Begegnungen offline. In der Medienpsychologie etablierte sich zur Beschreibung dieser Effekte digitaler Kommunikation die von Walther (1996) vorgeschlagene Bezeichnung hyperpersönlicher (orig. „hyperpersonal“, ebd., S. 17) Beziehungen: „There are several instances in which computer-mediated communication has surpassed the level of affection and emotion of parallel face-to-face interaction.“ (Walther 1996, S. 17)

Eine zentrale Erklärungsgröße für die Entstehung hyperpersönlicher Beziehungen ist die, dass es im Rahmen von computervermittelter Kommunikation zu Prozessen der *Überattribution* kommt. Gerade weil bestimmte soziale Signale fehlen, die in einem persönlichen Gespräch enthalten wären, werden

die wenigen zur Verfügung stehenden Signale (Inhalt der schriftlichen Botschaften, Rechtschreibung, Geschwindigkeit der Antwort, ggfs. Bilder) überinterpretiert: „[...] whatever subtle social context cues or personality cues do appear in computer-mediated communication take on particular great value“ (Walther 1996, S. 18). Beim Online Dating scheint es so zu sein, dass mit dieser Überattribution der vorhandenen Hinweise auch eine *idealisierte Extrapolation* der nicht vorhandenen Kommunikationsebenen einher geht: Das, was unbekannt ist, wird in der Phantasie – teils bewusst, teils unbewusst – ausgefüllt. Online-Dating-Beteiligte berichten bisweilen beispielsweise ganz konkret, ein Gefühl von der Stimme des oder der Chatpartner*in gehabt zu haben, ohne diese*n zu kennen. Ob diese blinden Flecken, die computervermittelte Kommunikation hinterlässt, in der Phantasie eher positiv oder negativ ausgefüllt werden, hängt einerseits mit der Qualität der erhaltenen Botschaften (und evtl. Bilder) zusammen, andererseits vermutlich aber auch mit Wünschen und Sehnsüchten, die Personen mitbringen und den jeweiligen Chatpartner*innen zuschreiben.

Über eine längere Zeit des digitalen Kennenlernens – um bei dem Beispiel Online-Dating zu bleiben – verfestigt sich bei den Beteiligten das Gefühl, sehr konkretes Wissen vom Gegenüber zu haben, obwohl bis zu einem Kennenlernen von Angesicht zu Angesicht immer ein paar Aspekte verbleiben, die vom anderen faktisch unbekannt sind (z. B. der Geruch): „Partners engage in an ‚overattribution‘ process; they build stereotypical impression of their partners without qualifying the strength of such impressions in light of the meager information [...] on which they are built“ (Walther 1996, S. 18). Diese Überattribution wird auch als Grund dafür vermutet, dass es beim Online-Dating einen deutlichen empirischen Zusammenhang gibt: Die Bewertung einer ersten Begegnung offline und der Eindruck vom Gegenüber sind umso positiver, je kürzer die Zeit der vorausgegangenen digitalen Kommunikation war (vgl. Ramirez/Wang 2008, Ramirez/Zhang 2007). Mit anderen Worten: Je schneller sich zwei Personen offline treffen, desto positiver wird die Begegnung offline bewertet.

Auch wenn die hier beschriebenen Prozesse der Intimitätsherstellung im Rahmen digitaler Kommunikation vor allem aus Erkenntnissen über die Entstehung sozialer und romantischer Beziehungen online resultieren, so sind sie auch für die Analyse sexueller digitaler Kommunikation erheblich. Auch dort kann es zu der schnellen Herstellung von Intimitätsgefühl aufgrund einer Überattribution einzelner Botschaften und Bilder kommen – gerade, weil sexuell aufgeladene Chats oft sexuelle Lust und sexuelle Erregung herstellen. Und so zeigt sich der beschriebene Zusammenhang beispielsweise auch bei der Analyse des Online-Sex-Datings schwuler und bisexueller Männer (vgl. Dannecker/Lemke 2017): Je kürzer beide Männer im Vorfeld des Offline-Dates miteinander geschattet haben, desto positiver wurde dieses Date sexuell empfunden. „Das ist ein Hinweis darauf, dass sich über längere Chats verdichtete, ausgebaute und möglicherweise

sogar hypertrophe Vorstellungen über die andere Person und deren Sexualität aufbauen – und solchen hochgespannten Erwartungen ist ein höheres Potenzial der Enttäuschung inhärent“ (ebd., S. 193).

2. Selbstoffenbarung und Enthemmung

Einige Beobachtungen der schriftlichen Interaktionen im Internet – und vor allem Erfahrungsberichte – haben früh zu der Vermutung geführt, diese Interaktionen gingen mit Momenten gesteigerter Selbstoffenbarung oder gar einer ‚Enthemmung‘ der Selbstoffenbarung einher.

„People say and do things in cyberspace that they wouldn't ordinarily say and do in the face-to-face world. They loosen up, feel less restrained, and express themselves more openly. [...] Sometimes people share very personal things about themselves. They reveal secret emotions, fears, wishes.“ (Suler 2004, S. 321)

Dieses Zitat stammt aus einem Aufsatz des Psychoanalytikers John Suler, in dem er den Begriff des „Online Disinhibition Effects“ (ebd., S. 321), also des Online-Enthemmungs-Effekts prägt. Gemeint ist die in dem Zitat beschriebene Beobachtung, dass es einigen Menschen leichter fällt, bestimmte Themen in einem schriftlichen Chat, also im Rahmen digitaler Kommunikation, anstelle eines Gesprächs von Angesicht zu Angesicht zu äußern – vor allem moralisch aufgeladene Themen, oder potenziell konflikthafte, mit Schuld- und Schamgefühlen assoziierte Gedanken, Wünsche oder Meinungen. Diese nicht neue Erkenntnis beschreibt ein Phänomen, das schon bei schriftlichen Liebesbriefen zu finden war (vgl. Whitty 2009) oder der Grund ist, Liebesbeziehungen lieber per SMS als im persönlichen Gespräch zu beenden, wie nicht zuletzt einige öffentlichkeitswirksame Trennungen eindrucksvoll gezeigt haben.¹

Gesteigerte Selbstoffenbarung im Rahmen computervermittelter Kommunikation findet sich auch für sexuelle Themen. Vielleicht sind intime Fragen der Sexualität sogar einer der zentralen Phänomenbereiche, in der sie zu beobachten ist.

Die medienpsychologischen Theorien zur gesteigerten Selbstoffenbarung in computervermittelter Kommunikation sind vielfältig. Sie unterscheiden sich vor allem in den Annahmen dazu, ob der Effekt gesteigerter Selbstoffenbarung einerseits eher ein bewusstes, rational abgewogenes und selektives Handeln ist – ein Handeln, bei dem bei rationaler Abwägung von Risiken und Chancen gezielt einzelne Facetten des Selbst online offenbart werden. Oder ob

1 Vgl. www.promiflash.de/news/2013/12/28/naddel-und-co-diese-stars-machten-per-sms-schluss.html (Abfrage: 18.11.2020).

dieser Effekt andererseits eher auf unbewusste und damit tendenziell automatisch und unvermeidbar auftretende Prozesse zurückzuführen ist und es zu einer ganzheitlichen Form der Selbstoffenbarung kommt (vgl. McKenna 2009). Zu letztem zählt sicherlich die Theoriearchitektur von McKenna, Green und Gleason (2002), die sich weniger nuanciert auf die Selbstoffenbarung einzelner Aspekte konzentriert, sondern eher ganzheitlich beschreibt, dass bei der Kommunikation im Internet das ‚Wahre Selbst‘ („true self“, ebd., S. 12) hervortreten würde.

Für die Beschreibung der digitalen sexuellen Kommunikation und Selbstoffenbarung Erwachsener sind die von Suler (2004) ausdifferenzierten Mechanismen des „Online Disinhibition Effects“ (ebd., S. 321) – trotz vielfacher Kritik, seine Theorie sei in ihrer psychoanalytischen Grundorientierung empirisch nicht prüfbar – ein gewinnbringender Erklärungsansatz. Einerseits nehmen die von ihm beschriebenen psychodynamischen Mechanismen im genannten Spektrum der medienpsychologischen Theorien eine Zwischenstellung ein – zwischen völlig rationalen, dem bewussten Entscheiden zugänglichen selektiven Handlungen und unbewussten, automatischen Momenten. Andererseits ist die Theorie auch auf die Formen der sexuellen Kommunikation zwischen Erwachsenen anwendbar, bei denen sich die Beteiligten auch offline persönlich kennen und in einer wie auch immer ausgestalteten sozialen oder romantischen Beziehung zueinander stehen. Andere Theorien leben vor allem von der Betonung der Anonymität der Beteiligten, also der Bedingung, dass die Kommunikationspartner*innen sich *nicht* offline persönlich kennen. Die meisten der von Suler beschriebenen Mechanismen der Enthemmung im Rahmen computervermittelter Kommunikation sind daher beispielsweise auch auf den *digitalen dirty talk* – das Sexting – zweier Personen in einer Partnerschaft oder auf die Frage, warum es im beruflichen Kontext zur sexuellen Kontaktsuche zwischen Kolleg*innen per *WhatsApp*, *Instagram* oder anderen Sozialen-Netzwerk-Seiten kommt, anwendbar. Gleichwohl lohnt es, verschiedene Ansätze in ihrer Gemeinsamkeit zu betrachten und zur Ergänzung heranzuziehen. Im Folgenden sollen daher sechs Merkmale computervermittelter Kommunikation herausgehoben werden, die für das Verständnis der Dynamiken sexueller digitaler Kommunikation und der Momente sexueller Selbstoffenbarung wichtig sind:

Unsichtbarkeit: Suler (2004) erörtert, dass das Fehlen des Blickkontakts eine enthemmende Wirkung hat – eine Feststellung, die letztlich schon im klassischen psychoanalytischen Setting, in dem der/die Analytiker*in hinter dem/der liegenden Patient*in sitzt, eine große Rolle spielte: „In everyday relationships, people sometimes avert their eyes when discussing something personal and emotional. Avoiding eye contact and face-to-face visibility disinhibits people.“ (ebd., S. 322). Auch in eher kognitionspsychologisch orientierten

Theorien spielt die Frage nach Sehen und Gesehen werden eine Rolle. So weist Walther (1996) darauf hin, dass durch das Fehlen des Blickkontakts mehr kognitive Ressourcen zur Introspektion und damit auch zur Selbstoffenbarung zur Verfügung stehen:

„There is no need physically to backchannel, hold in one's waist, nod, smile, remember to ‚look interested‘, and so on. We may shift attention from our need to maintain simultaneous expressive and sensory systems and devote it instead to language selection.“ (Walther 1996, S. 22)

Gerade in Bezug auf die Äußerung schambehafteter sexueller Wünsche und Phantasien dürfte das Fehlen des interpersonalen Blickkontakts, das Nicht-Gesehen-Werden, eine zentrale Größe sein, zumal der Wunsch nach Unsichtbarkeit schon immer ganz zentral mit Scham verknüpft ist: „He who is shamed would like to force the world not to look at him [...]. He would like to destroy the eyes of the world. Instead he must wish for his own invisibility.“ (Erikson 1963, S. 252 f., vgl. auch Kinston 1983).

Anonymität: Auch wenn sie in der oben ausgeführten Argumentation nicht als zentrale Erklärungsgröße einer Theorie gesteigerter sexueller Selbstoffenbarung in digitaler Kommunikation dargestellt wurde, so spielt natürlich in allen theoretischen Ansätzen die Frage nach Anonymität der Beteiligten eine Rolle. Falls die Kommunikationspartner*innen einander offline nicht bekannt sind, dann begünstigt dies die Bereitschaft, sensible oder gar heikle Dinge preiszugeben: „Whatever they say or do can't be directly linked to the rest of their lives“ (Suler 2004, S. 322). Dannecker (2014) verknüpft diesen Gedanken zur Anonymität direkt mit der Pseudonymität, die in vielen Online-Umgebungen zu finden ist:

„Im Augenblick des Eintritts in einen Chatroom wird dieser Name abgestreift und durch einen sogenannten Nickname ersetzt. Das Abstreifen des Namens, mit dem man von Anbeginn an zur Ordnung – auch zur sexuellen Ordnung – gerufen wurde, führt unter anderem zu der mit dem Internet imaginierten Anonymität. Im virtuellen Raum ist man zwar auch mit seiner Sexualgeschichte, also mit den bisherigen sexuellen Erfahrungen sowie den bewussten und unbewussten sexuellen Wünschen, Vorlieben und Abneigungen anwesend; aber beim Chatten wird die eigene Sexualgeschichte gleichsam maskiert, wodurch auch die in diese eingepflanzte Schuld und Scham vorübergehend außer Kraft gesetzt werden.“ (ebd., S. 173)

Wichtig bleibt aber, dass es auch ohne jegliche Anonymität zu Momenten gesteigerter Selbstoffenbarung in digitaler Kommunikation kommt.

Dissoziation: Danneckers Zitat zur Pseudonymität impliziert bereits eine Annahme, die von einigen Autor*innen geäußert wird, nämlich, dass computervermittelte Kommunikation einen Raum einnehmen kann, in dem Dinge erlaubt, denkbar und sagbar sind, die andernorts keinen Raum haben. Suler (2004) übernimmt hierzu konkret den Begriff der Dissoziation und beschreibt, dass Kommunikationspartner*innen das Gefühl haben, bei digitaler Kommunikation würden online digitale Abbilder ihrer selbst das Handeln übernehmen:

„Consciously or unconsciously, people may feel that the imaginary characters they ‚created‘ exist in a different space, that one’s online persona along with the online others live in an make-believe dimension, separate and apart from the demands and responsibilities of the real world. They split or dissociate online fiction from offline fact. [...] Once they turn off the computer and return to their daily routine, they believe they can leave behind that game and their game-identity.“ (Suler 2004, S. 323)

Man kann vermuten, dass hierin auch die Erklärung dafür steckt, dass anonyme Kommunikationspartner*innen im Rahmen digitaler sexueller Kommunikation plötzlich ‚verschwinden‘: Beispielsweise kommt es beim Online-Dating oder bei anonymen Cyber-Sex-Momenten mit Fremden immer wieder vor, dass Teilnehmer*innen danach ihre Profile oder Accounts komplett löschen – so, als würde es nicht genügen, bloß offline zu gehen, sondern als müsste (und könnte) das zuvor Geschehene regelrecht ungeschehen gemacht werden. Merk (2014) betont deshalb in Bezug auf digitale sexuelle Kommunikation auch zurecht, dass sie aus psychoanalytischer Perspektive ein Zwischenbereich zwischen dem Subjektiven und dem Intersubjektiven sei (ebd., S. 34). Sie schließt damit an Winnicotts (1979) psychoanalytische Konzeptionalisierungen des „Übergangsraums“ an, eines „intermediäre[n] Bereich[s] von *Erfahrungen*, in den in gleicher Weise innere Realität und äußeres Leben einfließen“ (Winnicott 1979, S. 11, Hervorhebung im Original).

Introjektion: Eine weitere psychodynamische Interpretation computervermittelter Kommunikation liefert Suler (2004) mit einem Baustein enthemmender Mechanismen, den er Introjektion nennt und der im Wechselspiel mit Momenten der Projektion steht. Er schreibt dazu:

„People may feel that their mind has merged with the mind of the online companion. Reading another person’s message might be experienced as a voice within one’s head, as if that person’s psychological presence and influence have been assimilated or introjected into one’s psyche. [...] People may subvocalize as they read, thereby projecting the sound of their voice into the other person’s text. This conversation may be experienced unconsciously as talking to/with oneself, which encourages disinhibition because talking with oneself feels safer than talking with others.“ (ebd., S. 323)

Hierbei handelt es sich sicherlich um den am wenigsten empirisch prüfbarsten Theoriebaustein, schon allein deshalb, weil er kaum operationalisierbar sein dürfte. Dennoch stellt er eine gute Komponente zur Reflexion eben jener Momente dar, in denen Personen ganz besonders hohe und schnelle Nähe- und Verbundenheitsgefühle im Rahmen ihrer sexuellen digitalen Kommunikation entwickeln.

Beziehungsüberschätzung: Der oben beschriebene Charakter computervermittelter Kommunikation, schnell Intimität herzustellen, wirkt auch förderlich auf die Selbstoffenbarung der Beteiligten. Denn Intimität und Selbstoffenbarung stehen in einem reziproken Zusammenhang (vgl. Jiang/Bazarova/Hancock 2011): Einerseits ist ein gewisser Intimitätsgrad in einer sozialen Beziehung die Voraussetzung dafür, dass man Dinge von sich preisgibt. Andererseits führen weitere Akte der Selbstoffenbarung zu einer Verstärkung der Intimität in dieser Beziehung (vgl. ebd., S. 60). Jiang, Bazarova und Hancock (2011) fanden schließlich eine weitere Form der *Beziehungsüberschätzung* im Rahmen computervermittelter Kommunikation, die für die Dynamiken sexueller digitaler Kommunikation erheblich sein dürfte: Im Rahmen einer Experimentalstudie kommunizierten Proband*innen digital mit einer eingeweihten Person, die unterschiedlich intime Dinge von sich preisgab, also verschieden tiefe Akte der Selbstoffenbarung vornahm. Anschließend wurde anhand mehrerer Items erhoben, in welchen Eigenschaften die Probanden die Ursache für die Selbstoffenbarung der eingeweihten Person vermuteten: 1. in ihrer Persönlichkeit – also einem generell offeneren und bereitwillig selbstoffenbareren Charakter, 2. in der Situation – also einem besonders vertrauensvollen Kommunikationssetting oder 3. in der entstandenen sozialen Beziehung zwischen der eingeweihten Person und ihnen – also einer vertrauensvollen und die Selbstoffenbarung begünstigenden sozialen Beziehung. Bei einer zweiten Gruppe von Proband*innen wurde dieses Vorgehen exakt gleich durchgeführt, allerdings kommunizierten diese Proband*innen jeweils persönlich, face-to-face, mit der eingeweihten Person, die aber auch in diesem Setting die identischen Aspekte offenbarte. Das Ergebnis: Proband*innen, die in dem Experiment schriftlich, also digital, mit der eingeweihten Person kommunizierten und von ihr verschiedene Dinge mitgeteilt bekamen, schrieben diese Akte der Selbstoffenbarung deutlich stärker der *Beziehungsebene* zu als die Proband*innen, die persönlich mit ihr kommunizierten. Sie sahen also signifikant stärker als diejenigen im face-to-face Setting eine intime Beziehung hergestellt, die als Ursache für ihre Offenheit zu sehen war.

Asynchronität: Schließlich weisen einige Autor*innen darauf hin, dass auch die schon oben erwähnte Asynchronität schriftlicher digitaler Kommunikation enthemmende Funktionen haben kann, also intime Selbstoffenbarung begünstigt. Suler (2004) verweist in seiner Theorie vor allem auf das potenziell konflikthafte – oder mit Schuld- und Schamgefühlen assoziierte – indem er sagt:

„Not having to cope with someone's immediate reaction disinhibits people. In real life, the analogy might be speaking to someone, magically suspending time before that person can reply, and then returning to the conversation when one is willing and able to hear the response.“ (ebd., S. 322 f.)

Auch Walther (1996) erwähnt die Selbststoffbarung begünstigende Komponente asynchroner Kommunikation, indem er ausführt, dass den Personen bei schriftlicher computervermittelter Kommunikation mehr Zeit bleibe, genau zu überlegen und zu formulieren, wie sie das, was sie preisgeben möchten, am besten kommunizieren (ebd., S. 26). Freilich ist es so, dass zu hohe Level an Asynchronität, also zu lange Zeitabschnitte zwischen Botschaften und Antworten, eher zum Abflauen der Gefühle als zu einer hochverdichteten Online-Beziehung führen werden. Eine geeignete Dosis Asynchronität kann indes zu einem hohen Erregungslevel bei digitaler sexueller Kommunikation führen, wie ein Beispiel illustriert:

„Diese Verzögerung und die fehlende Unmittelbarkeit beim Chatten erhöhen die Spannung bei sexuellen Interaktionen im Netz enorm. Man muss sich das in aller Konkretheit vorstellen: A drückt eine gewagte Fantasie aus. Schon das Tippen dieser Vorstellung dauert eine gewisse Zeit. Dann wird die in Worte gefasste Fantasie abgeschickt. Die Antwort von B erfolgt, falls sie überhaupt erfolgt, denn B könnte auf diese Fantasie ja auch mit einem wortlosen Verschwinden aus dem Chat reagieren, mit einer zeitlichen Verzögerung. Diese Verzögerung kommt nicht nur durch die Zeit, die das Tippen braucht, zustande, sondern auch dadurch, dass B sich überlegen muss, wie er auf die von A geäußerte Fantasie [...] reagieren möchte. [...] Aber die Zeit, in der A auf die Antwort von B warten muss und B auf die Antworten von A, ist keine leere Zeit, sondern eine mit sexuellen Bildern und Fantasien prall angefüllte Zeit.“ (Dannecker 2014, S. 173 f.)

Auch wenn alle Autor*innen ihre Gedanken zur Asynchronität an Beispielen festmachen, in denen sich die Beteiligten noch fremd sind und nur digital vermittelt kennen – zum Beispiel beim Online-Dating – so lassen sich die Annahmen über die Funktion von Asynchronität ebenso auf die schriftliche digitale Kommunikation zwischen Liebespartner*innen oder andere sozialen Beziehungen übertragen.

Es deutet einiges darauf hin, dass die hier beschriebenen katalytischen Funktionen der schriftlichen digitalen Kommunikation – enthemmend und die Intimität beschleunigend – für viele Menschen eine hohe sexuelle Erlebensqualität haben. Nur so ist es erklärbar, dass trotz der technischen Errungenschaften und der sofortigen Möglichkeit zu telefonieren oder gar in ein Videotelefonat einzusteigen, noch immer so viel schriftlich gechattet wird. Diese Vermutung steht natürlich im Widerspruch zu der eigentlichen körperlichen Nüchternheit dessen, was bei digitaler sexueller Kommunikation passiert, wie das Eingangszitat aus den 90er Jahren zeigt: „cybersex: Sex without touching, sex without seeing, sex

with very little sensory input other than the clicking of hard plastic keys“ (Moore 1995, S. 209). Deshalb schließt sich unmittelbar die Frage an, wie real eigentlich das sexuelle Handeln online ist.

3. Real und nicht real

Das von Dannecker in Bezug auf Asynchronität eingebrachte Beispiel verdeutlicht die Intensität der sexuellen Lust, die im Rahmen digitaler sexueller Kommunikation entstehen kann. Merk betont in diesem Zusammenhang: „Ein *simulierter* Sexualakt mit einem Chat-Partner im Internet [...] [führt] zu *realen* Gefühlen“ (ebd., S. 34, Hervorhebung im Original). Diese realen Gefühle nennt der Medienpsychologe Barak (2009) „Phantomgefühle“ (ebd., S. 316) in Anlehnung an den Begriff der Phantomschmerzen, die Menschen in fehlenden, amputierten Gliedern spüren. Er impliziert damit, dass das, was die Gefühle auslöst – also die Sexualität im Internet – eigentlich gar nicht existiert. Für beide Autor*innen ist digitale sexuelle Kommunikation also in einem Zwischenraum zwischen real und nicht real verortet; real, weil sie reale Gefühle hinterlässt, nicht real, weil sie kein reales (maximal simuliertes) Handeln ist. Phantomgefühle entstehen dabei nicht nur bei den jeweils Beteiligten, sondern auch bei Dritten, wie beispielsweise Beziehungspartner*innen, bei denen sexuelle digitale Kommunikation ihres Partners oder ihrer Partnerin mit Personen außerhalb der Paarbeziehung bisweilen die gleichen Kränkungsgefühle auslösen kann wie ‚reales Fremdgehen‘ (auch wenn die empirischen Befunde hierzu sehr heterogen sind und möglicherweise über die vergangenen Jahre auch einem zeitlichen Wandel unterlagen; vgl. McKenna/Green/Smith 2001).

Diese Zwischenstellung hat auch Ross (2005) bereits so hervorgehoben:

„However, I believe that the importance of the internet as a sexual medium is its placement as an intermediate step between private fantasy and actual behavior. It provides a gap between thinking, doing, and being – and especially, an opportunity to do and not be, or to type and not to.“ (ebd., S. 344)

Und man kann ergänzen:

„Das Internet bietet demnach die Möglichkeit, etwas zu tun und, da dieses Tun ja in der Virtualität bleibt, es gleichzeitig nicht zu tun. Vor allem aber bietet es im Hinblick auf das gar nicht so seltene virtuelle Ausagieren perverser Fantasien die Möglichkeit, pervers zu handeln, ohne pervers zu sein.“ (Dannecker 2014, S. 176)

Entscheidend für die hohe sexuelle Erlebensqualität, die einige bei digitaler sexueller Kommunikation erleben, scheint auch die Verschränkung zwischen Realität

und eigener Phantasie zu sein, die vor allem aus der Verknüpfung zwischen digitalem Raum und geografischen Angaben entsteht: Dating-Portale nennen beispielsweise die Stadt, in der User ihr Profil angemeldet haben oder geben gar die Möglichkeit, andere Profile nach Entfernung zu sortieren (bis hin zu fast metergenauen Entfernungsangaben in Dating-Apps wie *GRINDR*). Aber auch allgemeine Chat-Portale wie *Jodel*, auf denen es zu erotischen Chats kommt, sind völlig anonym und ohne jegliche Information über die Chat-Partner*innen – bis auf die Information, wie weit sie voneinander entfernt sind. Jegliches Phantasieren ist dadurch unmittelbar verknüpft mit dem Gedanken, dies könnte auch direkt real umgesetzt werden.

„Während aber beim Betrachten pornografischer Bilder die Libido sich nur an die Bilder heften kann und sich in einer objektlosen Leere verliert, wird die frei flottierende Libido beim Betrachten eines Nacktbildes auf einem Profil gleichsam kanalisiert und zwar dadurch, dass sie in der Phantasie mit dem User verbunden wird, der das Bild in seinem Profil veröffentlicht hat.“ (Lemke/Dannecker/Merz 2014, S. 185)

Eine weiterführende Frage ist schließlich die, ob Personen die online geäußerten Wünsche, Phantasien oder die mit anderen ‚simulierten Sexualakte‘ im Sinne Merks auch immer so offline umsetzen möchten. Ob beispielsweise bei in einer Partnerschaft lebenden Personen ein sexueller Chat mit Fremden auch zwangsläufig die Vorstufe zum Offline-Fremdgehen ist; ob ein homoerotischer simulierter Sexualakt online früher oder später durch tatsächliche gleichgeschlechtliche sexuelle Erlebnisse offline ergänzt wird; oder ob jemand, der online Kontakt zu deutlich Jüngeren sucht, auch offline die Grenzen des Legalen und Einvernehmlichen früher oder später übertreten wird. Auf diese Fragen gibt es, wie auf ähnliche Fragen der Medienwirkungsforschung, kein eindeutiges Ja oder Nein. Manche potentiellen Antworten auf diese Fragen führen aber nicht selten zu hochdynamischen Ängsten. Sicher „kann es zu Schwingungen zwischen den beiden sexuellen Welten kommen [online und offline, Anm. d. Aut.], die unter bestimmten Umständen zu einer Legierung führen, welche auch die ‚reale Sexualität‘ in andere als die bisher gewohnten Bahnen bringt“ (Dannecker/Lemke 2017, S. 185). Allerdings sollte die psychische Mündigkeit vieler Online-User*innen, die sexuellen Erfahrungen und das Ausagieren sexueller Wünsche im Internet kontrolliert, bewusst und selektiv einzusetzen, nicht in Abrede gestellt werden. Ein Beispiel für diesen selbstbestimmten Einsatz digitaler Sexualität sind Paare, bei denen die digitale sexuelle Kommunikation mit Fremden – Flirts, Phantasieren und das Austesten der sexuellen Möglichkeiten – eine erlaubte und verhandelte Form der Sexualität außerhalb der Partnerschaft darstellt und bei denen diese Sexualität deshalb auch auf das Digitale begrenzt bleibt.

4. Ausblick: Sexuelle Bildung?

Welche Implikationen kann das hier über digitale sexuelle Kommunikation Dargestellte für die sexuelle Bildung im Erwachsenenalter haben? Vier Aspekte erscheinen hierzu wichtig:

1. *Personen können rede- und verhandlungskompetenter werden.* Die beschriebenen Funktionen digitaler sexueller Kommunikation können sexuelle Selbstoffenbarung derjenigen begünstigen, denen es im persönlichen Gespräch schwerer fällt, ihre sexuellen Wünsche zu artikulieren und im Sinne einer Verhandlungsmoral zu besprechen. Das zeigt sich quantitativ beispielsweise daran, dass 44 % von 12.832 befragten schwulen und bisexuellen Männern in Deutschland und Österreich im Jahr 2011 der Aussage („voll und ganz“ oder „eher“) zustimmten: „Durch das Chatten habe ich schon sexuelle Praktiken ausprobiert, die sich wahrscheinlich sonst nicht ergeben hätten“ und 34 % sogar von einem nachhaltigen Effekt auf ihr Sexualleben berichteten: „Durch das Chatten über sexuelle Wünsche und Praktiken haben sich meine realen sexuellen Praktiken verändert“ (Dannecker/Lemke 2017, S. 191). Auch qualitativ wird dies anhand einer Fallvignette deutlich:

„Er frage sich inzwischen, nein, er sei inzwischen fast sicher, dass er früher mit seinen Sexualpartnern zu wenig über seine sexuellen Vorstellungen und Wünsche gesprochen hätte. Jedenfalls sei seine Sexualität, seit er über das Internet gelernt habe, über seine sexuellen Wünsche und Fantasien zu sprechen, für ihn befriedigender als zuvor. Er habe sich früher nicht getraut, seine sexuellen Wünsche zu artikulieren, weil er Angst davor gehabt habe, beschämt und abgewiesen zu werden“ (Dannecker 2014, S. 171).

Diese Herausstellung soll jedoch nicht verleugnen, dass mit den Möglichkeiten der enthemmteren Kommunikation im digitalen Raum als Kehrseite auch negative Facetten einhergehen können. Suler (2004) unterscheidet daher auch in „gutartige“ („benign“) und „böartige“ („malign“) (ebd., S. 321) Enthemmung. Unter gutartiger Enthemmung versteht er die hier behandelte Offenbarung von „secret emotions, fears, wishes“ (ebd.), während mit böartiger Enthemmung die vieldiskutierten Formen der Gewalt, Entwertung, Hassrede und Beleidigung im Internet gemeint sind, die auch in sexualisierter Form weit verbreitet sind (z. B. Cyber-Grooming; vgl. Stelzmann/Amelung/Kuhle 2020).

Offen und wichtig zu klären ist die Frage, ob die Möglichkeiten der digitalen Kommunikation tatsächlich – im Sinne des Fallbeispiels oben – insgesamt zu einer Zunahme der Versprachlichung von Sexualität geführt haben, oder ob es lediglich zu einer Verlagerung dieser sexuellen Kommunikation aus der Sphäre persönlicher Gespräche in den computervermittelten Kontakt gekommen ist.

In einem Prozess sexueller Bildung kann der Einsatz digitaler Kommunikation deshalb eine Möglichkeit sein, die eigenen Versprachlichungs- und Verhandlungskompetenzen in Bezug auf beispielsweise sexuelle Wünsche und Grenzen, zu trainieren und auszubauen – gerade dann, wenn es im persönlichen Gespräch schwerfällt.

2. *Die Kenntnis der Mechanismen computervermittelter Kommunikation kann im therapeutischen Prozess, im Rahmen sexueller Bildung und im Rahmen der Selbstreflexion helfen.* Bei der Auseinandersetzung mit den eigenen Erregungen und Emotionen im Rahmen digitaler sexueller Kommunikation kann ein Verständnis der oben beschriebenen Mechanismen hilfreich sein. Zu verstehen, warum es im Internet zu einer Enthemmung der Selbstoffenbarung und zu einer Beschleunigung von Intimität kommen kann, ist nicht nur dann günstig, wenn diese Prozesse hohe Dynamiken entfalten, sondern auch im Nachhinein, um so manche digitale Faszination einordnen zu können. Als Beispiel hierfür kann man die Schamgefühle der Betroffenen von Love-Scamming (alternativ: Romance-Scamming) ansehen. Beim Love-Scamming wird zu potenziellen Opfern über das Internet durch geschickte und lang angelegte Kommunikation eine Liebesbeziehung aufgebaut, die dann ausgenutzt wird, um in einer angeblichen Notsituation von diesen Opfern Geld überwiesen zu bekommen (vgl. Thiel 2020). Betrachtet man diese Fälle näher, dann werden die oben beschriebenen Mechanismen idealisierter Extrapolation sehr deutlich, nämlich, indem verborgen gebliebene Anteile der Kommunikation vor allem durch eigene Wünsche und Sehnsüchte aufgefüllt wurden. Durch die Aufklärung darüber, welche Effekte des schnellen Verliebenseins und der erotischen Erregung durch diese Form der Kommunikation entscheidend begünstigt werden, kann die bei den Betroffenen entstehende Faszination kritisch hinterfragt werden und sie können – sollten sie tatsächlich um ihr Geld betrogen worden sein – auch barmherziger mit sich und ihrer Scham darüber sein.
3. *Über das Sexuelle hinausdenken: zwei Fallbeispiele.* Ich möchte dazu anregen, die Vielfältigkeit und die Nebenschauplätze sexueller digitaler Kommunikation jeweils individuell ausdifferenziert zu ergründen – sei es in einem therapeutischen/beratenden Kontext oder auch in der eigenen Reflexion sowohl wohltuender als auch belastender digitaler Aktivitäten. Viel zu häufig wird digitale sexuelle Kommunikation nämlich auf manifesten Cybersex reduziert. Es wird impliziert, die meisten Menschen gingen bloß mit dem Motiv der Masturbation online und würden zielgerichtet mit Chatpartner*innen manifest sexuelle Botschaften austauschen. Das ist aber oft nicht der Fall. Stattdessen mäandert digitale Kommunikation häufig zwischen Sexuellem und Nicht-Sexuellem, Verfänglichem und Unverfänglichem. Ein Beispiel dafür ist ein Chatverlauf, den mir eine Teilnehmerin in einem ausführlichen Gespräch über

digitale Sexualität detailliert vorstellte². Es handelte sich um einen WhatsApp-Chat mit einem männlichen Bekannten, der – nach einer längeren Episode ohne Kontakt – mit „Hey, ich fahre gerade mit dem Zug nach Hamburg und musste an dich denken“ beginnt. Erst nach etwa 200 über sieben Stunden verteilten wechselseitigen Chat-Nachrichten, in denen beide über Wohnorte, Stadtviertel, Bahnfahrten, Urlaubspläne, Neuigkeiten aus dem sozialen Umfeld und viele weitere Themen geplaudert hatten, wurde daraus ein eindeutig sexueller Chat. Zuvor, während der 200 vorangehenden Nachrichten, driftete der Gesprächsverlauf immer nur zeitweise zu sexuellen Referenzen, beispielsweise beim Thema Sport („Dann wirst du ja noch knackiger“) und beim Erzählen über Verwandte („Die hat uns doch mal fast beim Sex erwischt“). Nachhaltig und deutlich sexuell wurde der Chat, nachdem sie auf die Frage „So sehr hast du dich nach unserem letzten Treffen sicher nicht verändert?“ ein Selfie nach dem Duschen mit Handtuch um Brust und Hüfte schickt. Es beginnt dann ein wechselseitiges Schwelgen in Erinnerung früherer sexueller Begegnungen miteinander, was beide am Körper des/der anderen toll fanden und der Austausch erotischer Bilder, die aber im Bereich *softcore* bleiben. Beide machen nach etwa 50 Nachrichten deutlich, aufgrund der entstandenen sexuellen Erregung „jetzt erstmal Hand anlegen zu müssen“, also sich selbst zu befriedigen. Möglicherweise lag auch hier hinter der initialen Nachricht ein latentes sexuelles Motiv, obwohl sie zunächst einmal nicht-sexuell wirkt. Dennoch offenbart dieses Fallbeispiel deutlich, dass digitale sexuelle Kommunikation eben mehr ist als das zielgerichtete Online-gehen, um beim Austausch konkreter sexueller Botschaften rasch sexuelle Erregung abzubauen. Vielmehr wird für manche das Internet sogar ein „Medium endloser Vorlust“ (Dannecker 2014, S. 168).

Wie wichtig eine differenzierte Betrachtung digitaler sexueller Kommunikation ist, wurde mir auch – als zweites Fallbeispiel – im Rahmen eines Workshops zu Internetsexualität in Wien deutlich³. Eine teilnehmende Therapeutin brachte als Fallvignette einen Patienten ein, der nun seit einem halben Jahr bei ihr in Behandlung sei, „immer wieder nachts mehrere Stunden mit Frauen chattet“ und sie bekäme „ihn da nicht raus“. Meine Frage, worüber er denn genau chatten würde, konnte sie nicht beantworten. Auch nicht, ob es sich dabei immer um die gleiche Frau handelte, um lange Chats oder viele kurze Chats; ob diese öffentlich oder privat waren, ob die Frauen auch antworteten oder die Kommunikation nur einseitig war; ob es wiederkehrende zentrale sexuelle Skripte gab; nicht einmal, ob er die ganze Zeit masturbierte

-
- 2 Es handelte sich dabei um unpublizierte, qualitative Interviews als Vorstufe einer quantitativen Erhebung im Jahr 2017.
 - 3 Es handelte sich um den von mir und Martin Dannecker geleiteten 90-minütigen Workshop „Wie verändert das Internet die Sexualität?“ im Rahmen der Fachtagung „Sex 2.0 – Sexualitäten, Intimitäten und Beziehung im Zeitalter neuer Medien“, 19.–20. April 2013, Wien.

oder vielleicht auch gar nicht. Für sie spielten diese Details keine Rolle, sondern sie behandelte die sexuellen Chats so, als würde er beispielsweise Computer-Rollenspiele spielen oder exzessiv Online-Poker spielen. Die je eigene Funktion aller Momente sexueller Kommunikation versteht man aber nur dann, wenn man sich – neben der grundsätzlichen Frage, ob die jeweiligen sexuellen Aktivitäten überhaupt therapeutische Relevanz haben – den vielen Facetten und den zusätzlichen Bedeutungen analytisch differenziert nähert.

Die hier beschriebenen beiden Aspekte sind auch für die Arbeit im Rahmen sexueller Bildung wichtig, um denjenigen, für die digitale sexuelle Kommunikation eine Facette ihrer Sexualität darstellt, mit den richtigen Fragen, gemeinsamen Reflexionen und Antworten begegnen zu können. Sexuelle Bildner*innen sollten sich daher mit dem hier beschriebenen Thema vertraut machen – sowohl mit der oben beschriebenen Erlebens- und Offenbarungsqualität der digitalen sexuellen Kommunikation als auch mit der hier im ersten Beispiel dargestellten Einbettung in den Alltag.

4. *Sexuelle Medienkompetenz als sexuelle Bildung*. Der vorliegende Beitrag sollte allen, die als sexuelle Bildner*innen tätig sind, vier Aspekte digitaler sexueller Kommunikation darstellen und erklären: 1. die Vielfältigkeit dessen, was mit digitaler sexueller Kommunikation gemeint sein kann; 2. die schnelle Herstellung von Intimitätsgefühl bei digitaler sexueller Kommunikation; 3. die Tendenz zur enthemmteren Selbst-Offenbarung im Rahmen digitaler sexueller Kommunikation, begünstigt durch die Eigenschaften computervermittelter Kommunikation und 4. die hohe sexuelle Erlebensqualität und Lust digitaler sexueller Kommunikation. Das Dargestellte soll vor allem dazu dienen, den wechselseitigen Verstehensprozess zwischen Sexualbildner*innen und ihren Adressat*innen zu verbessern. Gleichzeitig können Sexualbildner*innen mit dem hier dargestellten Wissen andere Menschen kompetenter – und möglicherweise vorurteilsärmer – durch Prozesse begleiten, in denen digitale sexuelle Kommunikation eine Rolle spielt. Letztlich erscheint es vor dem Hintergrund des in diesem Beitrag Dargestellten nahezu unerlässlich, auch eine solche *sexuelle Medienkompetenz* zum Inhalt sexueller Bildung zu machen.

Literatur

- Barak, Azy (2009): Phantom emotions – Psychological determinants of emotional experiences on the Internet. In: Joinson, Adam/McKenna, Katelyn/Postmes, Tom/Reips, Ulf-Dietrich (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Internet Psychology*. New York: Oxford University Press, S. 303–329.
- Bolding, Graham/Davis, Mark/Hart, Graham/Sherr, Lorraine/Elford, Jonathan (2007): Where young MSM meet their first sexual partner: the role of the Internet. In: *AIDS and Behavior* 11, H. 4, S. 522–526.
- Cooper, Al (1998): Sexuality and the Internet: Surfing into the New Millennium. In: *Cyberpsychology & Behavior* 1, H. 2, S. 187–193.

- Dannecker, Martin (2014): Die Generierung sexueller Wünsche beim Chatten im Internet. In: Merk, Agatha (Hrsg.): *Cybersex – Psychoanalytische Perspektiven*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 165–181.
- Dannecker, Martin/Lemke, Richard (2017): Die Lust im und mit dem Netz – Schwule Männer auf Chat- und Datingportalen. In: Dannecker, Martin (Hrsg.): *Faszinosum Sexualität*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 173–195.
- Daneback, Kristian/Ross, Michael W. (2011): The Complexity of Internet Sexuality. In: Balon, Richard (Hrsg.): *Sexual dysfunction: Beyond the brain-body connection (Advances in Psychosomatic Medicine Vol. 31)*. Basel: Karger, S. 121–134.
- Döring, Nicola (2009): The Internet's impact on sexuality: A critical review of 15 years of research. In: *Computers in Human Behavior* 25, H. 5, S. 1089–1101.
- Döring, Nicola (2010): Internetpornografie – Aktueller Diskussions- und Forschungsstand. In: Metelmann, Jörg (Hrsg.): *Porno-Pop II – Im Erregungsdispositiv*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 159–181.
- Erikson, Erik H. (1963): *Childhood and society*. 2. Auflage. New York, NY: Norton.
- Gibbs, Jennifer L./Ellison, Nicole B./Heino, Rebecca D. (2006): Self-presentation in online personals – The role of anticipated future interaction, self-disclosure, and perceived success in Internet dating. In: *Communication Research* 33, H. 2, S. 152–177.
- Jiang, L. Crystal/Bazarova, Natalie N./Hancock, Jeffrey T. (2011): The Disclosure-Intimacy Link in Computer-Mediated Communication: An Attributional Extension of the Hyperpersonal Model. In: *Human Communication Research* 37, H. 1, S. 58–77.
- Kinston, Warren (1983): A theoretical context for shame. In: *The International Journal of Psychoanalysis* 64, H. 2, S. 213–226.
- Lemke, Richard/Dannecker, Martin/Merz, Simon (2015): „Weil man dann eher angeklickt und angeschrieben wird.“ – Sexualisierung durch Nacktbilder beim Online-Dating. In: Aigner, Josef, C./Hug, Theo/Schuegraf, Martina/Tillmann, Angela (Hrsg.): *Medialisierung und Sexualisierung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 157–187.
- McKenna, Katelyn Y. A. (2009): Through the Internet looking glass: expressing and validating the true self. In: Joinson, Adam/McKenna, Katelyn/Postmes, Tom/Reips, Ulf-Dietrich (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Internet Psychology*. New York: Oxford University Press, S. 205–222.
- McKenna, Katelyn Y. A./Green, Amie S./Gleason, Marci E. J. (2002): Relationship formation on the Internet: What's the big attraction? In: *Journal of Social Issues* 58, H. 1, S. 9–31.
- McKenna, Katelyn Y. A./Green, Amie S./Smith, Pamela K. (2001): Demarginalizing the sexual self. In: *Journal of Sex Research* 38, H. 4, S. 302–311.
- Merk, Agatha (2014): Cybersex aus psychoanalytischer Perspektive: Virtueller Raum, Sexualität und die Rolle der Fantasie. In: Merk, Agatha (Hrsg.): *Cybersex – Psychoanalytische Perspektiven*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 19–40.
- Moore, Dinty W. (1995): *An Internet Jargon Handbook*. In: Moore, Dinty W. (Hrsg.): *The Emperor's virtual clothes – the naked truth about Internet culture*. Chapel Hill: Algonquin Books, S. 205–219.
- Quindeau, Ilka (2014): Lust und Fantasie im Internet. In: Merk, Agatha (Hrsg.): *Cybersex – Psychoanalytische Perspektiven*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 41–57.
- Ramirez Jr, Artemio/Zhang, Shuangyue (2007): When online meets offline: The effect of modality switching on relational communication. In: *Communication Monographs* 74, H. 3, S. 287–310.
- Ross, Michael W. (2005): Typing, doing, and being: sexuality and the Internet. In: *Journal of Sex Research* 42, H. 4, S. 342–352.
- Stelzmann, Daniela/Amelung, Till/Kuhle, Laura F. (2020): Grooming-Umgebungen von pädophilen und hebephilen Männern in Deutschland. In: Rüdiger, Thomas-Gabriel/Bayerl, Petra Saskia (Hrsg.): *Cyberkriminologie – Kriminologie für das digitale Zeitalter*. Wiesbaden: Springer VS, S. 475–485.
- Suler, John (2004): The online disinhibition effect. In: *Cyberpsychology & Behavior* 7, H. 3, S. 321–326.
- Thiel, Christian (2020): Liebeschwindel im Cyberspace In: Rüdiger, Thomas-Gabriel/Bayerl, Petra Saskia (Hrsg.): *Cyberkriminologie – Kriminologie für das digitale Zeitalter*. Wiesbaden: Springer VS, S. 241–267.

- Walther, Joseph B. (1996): Computer-mediated communication: impersonal, interpersonal, and hyperpersonal interaction. In: *Communication Research* 23, H. 3, S. 3–43.
- Walther, Joseph B. (2011): Theories of computer-mediated communication and interpersonal relations. In: Knapp, Mark L./Daly, John A. (Hrsg.): *The SAGE Handbook of Interpersonal Communication*. 4. Auflage. Thousand Oaks, CA: Sage, S. 443–479.
- Whitty, Monica (2009): Love letters: the development of romantic relationships throughout the ages. In: Joinson, Adam/McKenna, Katelyn/Postmes, Tom/Reips, Ulf-Dietrich (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Internet Psychology*. New York: Oxford University Press, S. 31–42.
- Winnicott, Donald W. (1979): *Vom Spiel zur Kreativität*. 2. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.